

Maria Maier

## VORAUSSETZUNGEN UND GRUNDLAGEN DER STRIKTEN METAPHYSIK VON G.W. LEIBNIZ

### 1. Zwei Metaphysik-Konzepte im Werke Leibnizens

Leibniz gehört sicher zu jenen Denkern, welche in vielen Bereichen ihrer Zeit weit voraus waren. Dabei sollte jedoch nicht vergessen werden, daß er tief in der philosophischen Tradition verwurzelt war, und man könnte vielleicht sogar geneigt sein, ihn als den letzten großen Scholastiker (Zentraleuropas) zu betrachten: Das Werk Leibnizens wäre nicht denkbar ohne die philosophischen Ideen der Scholastik, ob er diese nun weiterführte oder sich gegen sie wandte.

Das philosophische Lebenswerk von Leibniz kann als einer der letzten umfassenden Systementwürfe betrachtet werden.<sup>1</sup> Er hatte hierbei vor allem mit einem Problem zu kämpfen, welchem auch die scholastische Philosophie ausgesetzt war – mit der Vermittlung zwischen den Wahrheiten des Glaubens und den Wahrheiten der Vernunft:

Die scholastische Philosophie wurde zur Bücherphilosophie mit einem langanhaltenden, aber zerbrechlichen Kompromiß zwischen Vernunft und Glaube, zwischen einer wachsenden Wissenschaft und einer allumfassenden Weltanschauung. Die eine sollte die Welt dem Menschen als Wahrheit erschließen, die andere dem Menschen die Werte in der Welt sichern. Hat sich diese Fehde auch noch so oft in der Geschichte abgespielt, sei es als Logos versus Mythos oder als Newtonsche Physik versus Sittlichkeit der Neuzeit, oder als Erklären versus Verstehen, waren sich doch Wissenschaft und Weltanschauung nie so fremd wie im Mittelalter. Bei fast allen originellen Ideen der Scholastik bemerkt man eine Nahtlinie, die die heidnische und die jüdisch-christliche Komponente sowohl trennt als auch zusammenhält.<sup>2</sup>

Leibniz war zwar nicht nur ein Bücherphilosoph – wie seine naturwissenschaftlichen und technischen Leistungen zeigen –, doch ist auch sein Werk von der sowohl trennenden als auch zusammenhaltenden Nahtlinie Glaube-Vernunft gekennzeichnet. Diese Nahtlinie trennt und verbindet bei Leibniz vor allem seine strikte (bzw. esoterische) Metaphysik – seine Monadenlehre – von bzw. mit seinen naturwissenschaftlich-technischen Erkenntnissen, grundlegend konzipiert in seiner (nicht-ausgearbeiteten, nur in

seinen Werken implizit enthaltenen) “vulgären” Metaphysik – der Metaphysik der körperlichen Substanzen, des Ausgedehnten, der materiellen Welt.

Die Ideen seiner esoterischen Metaphysik legte Leibniz vor allem in der *Monadologie* dar, welche, ebenso wie die Schrift *Prinzipien der Natur und der Gnade*, als Einführung und Ergänzung zu seiner *Theodizee (Essais de théodizée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal)* gedacht war. Neben den genannten Werken können zur Erarbeitung der strikten Metaphysik von Leibniz noch seine Schrift *Metaphysische Abhandlung* und der sich daran im Anschluß mit Antoine Arnauld entwickelnde Briefwechsel der Jahre 1686 bis 1690 herangezogen werden. Maßgeblich für die Darlegung der strikten Metaphysik bleibt jedoch die *Monadologie*, da in ihr die Erörterung der metaphysischen Grundlagen am spekulativsten durchgeführt wird und am wenigsten von theologischen Fragestellungen berührt ist, in dem Sinne, daß das Anliegen der *Monadologie* zwar theologisch motiviert ist, in der Erarbeitung der metaphysischen Theorie jedoch davon abgesehen und versucht wird, eine möglichst “reine” Metaphysik zu entwickeln (was nicht bedeutet, daß ‘Gott’ in der *Monadologie* nicht vorkommt bzw. Gott in der Monadenlehre keine Rolle spielt). Die zentrale Idee der *Monadologie*, die Konzeption der Monaden, ist jedoch – wie bereits gesagt – theologisch motiviert und kann durch den folgenden Satz – der Mensch als Abbild Gottes – ausgedrückt werden:

Was Wunder, wenn die Menschen die Welt kennen können, die doch selbst eine Welt in sich tragen und bei denen jeder im kleinen ein Beispiel von dem abgibt, was Gott ist.<sup>3</sup>

Auf der anderen Seite war Leibniz jedoch Empiriker und “Realist” genug, sich mit der Welt, so wie sie uns durch die Sinne gegeben ist, ebenfalls zu beschäftigen. Ausgehend von diesem Bereich entwickelte er seine “vulgäre” Metaphysik, welche nicht systematisch ausgearbeitet – nur implizit in seinen Werken enthalten – ist, nichtsdestotrotz jedoch interessante Ergebnisse lieferte.<sup>4</sup> Leibniz versuchte immer wieder,

1. Es wird hier bewußt von den “Systementwürfen” des Deutschen Idealismus abgesehen: Es wird vorausgesetzt, daß auch philosophische Systementwürfe gewissen wissenschaftlichen Ansprüchen genügen sollen und gewisse wissenschaftliche Erfordernisse erfüllen müssen.

2. Dufour (1989), pp.19–20.

3. Das Originalzitat lautet: “Quid mirum, noscere Mundum Si possunt homines; quibus est et mundus in ipsis, Exemplumque Dei quisque est sub imagine parva.” (Leibniz 1949, p.152).

4. Auch in der “vulgären” Metaphysik – wie in der esoteri-

seine beiden Metaphysiken bzw. die beiden Zugangsweisen (die rein spekulative Zugangsweise und die von der uns durch die Sinne gegebenen Welt ausgehende Zugangsweise)<sup>5</sup> zu einer einzigen Metaphysik zu vereinen, und er war darin mehr oder weniger erfolgreich.<sup>6</sup> Diese seine Intention ist ersichtlich daraus, daß er (i) nie konkret zwei Metaphysiken erarbeitete und (ii) in den Arbeiten, in denen er sich mit Metaphysik beschäftigte – wenn auch vorrangig die esoterische Metaphysik behandelt wird –, beide Zugangsweisen zur Metaphysik enthalten sind. Aus diesem Grund ist sicherlich der Sprachgebrauch, welcher von den *zwei Zugangsweisen zur Metaphysik* spricht, gerechtfertigt. Auf der anderen Seite sollte man jedoch nicht vergessen, daß Leibniz, gemäß dem Material, das zur Zeit zur Verfügung steht, in diesem seinem Vorhaben (der Vereinigung der beiden Zugangsweisen) zwar Teilerfolge erzielen konnte, ihm jedoch die Entwicklung einer einheitlichen Theorie nicht gelingen wollte. Es ist somit auch gerechtfertigt, von den *zwei Metaphysiken* von Leibniz zu sprechen, schon allein deshalb, um zu betonen, daß es sich bei seinen meta-

schen Metaphysik – formulierte Leibniz Erkenntnisse wie die Relativität der Bewegung, die Nicht-Absolutheit von Zeit und Raum, den Begriff der Kraft, usw.

5. Man könnte die eine Zugangsweise zur Metaphysik auch als die 'ontologische Zugangsweise' bezeichnen, da sie mehr ontologisch orientiert ist, und die andere als die 'epistemologische Zugangsweise', da sie mehr epistemologisch orientiert ist. Diese Unterscheidung spielt vor allem bei der Entscheidung, welche Mögliche-Welten-Theorien bzw. welche Grundlegungen von Mögliche-Welten-Logiken man Leibniz zuschreiben bzw. unterstellen kann, eine wichtige Rolle: Die ontologische Zugangsweise legt nahe, daß man Leibniz in die Nähe einer Gegenstück-S5-Theorie rücken sollte – wodurch auch "supernumeraries" zugelassen sind (Zur Ausarbeitung dieses Systems, das auf den ersten Blick etwas eigen anmutet, da die Zugänglichkeitsrelation von S5 reflexiv, symmetrisch und transitiv ist, die Ähnlichkeitsrelation hingegen nur reflexiv, siehe Hunter/Seager (1983), pp.312–319); die epistemologische Zugangsweise – auch wenn sie keine bestimmte Theorie favorisiert – legt hingegen zumindest nahe, keine "supernumeraries" zuzulassen.

6. Leibniz war erfolgreich in seinem Vorhaben, wenn er davon spricht, daß die körperlichen Substanzen substantielle Formen haben (welche Monaden sind), oder wenn er behauptet, daß Körper in den Monaden fundierte Erscheinungen sind, d.h. wenn aus seinem System hervorgeht, daß die (geschaffenen) Monaden (allgemein gesprochen) in ihren bzw. durch ihre Perzeptionen Körper und nicht Monaden widerspiegeln. Nicht verbinden kann Leibniz die beiden Metaphysiken, wenn er davon spricht, daß Körper *ad infinitum* teilbar sind und jeder Teil wieder *ad infinitum* teilbar ist (man somit nie zu einer kleinsten Einheit kommt), er aber auf der anderen Seite behauptet, daß es Einfaches (Monaden) geben muß, weil es Zusammengesetztes gibt – dieses Zusammengesetzte sind jedoch nicht die Körper (wie bereits oben gesagt).

physischen Arbeiten nicht um ein homogenes Werk handelt. Mit diesem Bewußtsein kann Ungereimtheiten vorgebeugt werden, welche möglicherweise daraus entstehen, daß die grundlegenden metaphysischen Begriffe, wie z.B. 'Substanz', bei Leibniz nicht einheitlich und systematisch gebraucht werden, sondern ihr Gebrauch – je nach der Zugangsweise zur Metaphysik – variiert. Gemeinsam ist den beiden Zugangsweisen bzw. Metaphysiken jedoch, daß ihre Erstellung immer von der Vernunft – und nicht rein durch den Glauben oder rein durch die Empirie – geleitet ist. Leibniz ist sowohl im einen als auch im anderen Fall immer Rationalist – wenn auch kein reiner.

Diesen beiden verschiedenen Zugangsweisen bzw. Metaphysiken kann man – wenn auch nicht eindeutig, so doch im großen und ganzen – zwei verschiedene Konzeptionen bzw. Bestimmungen von 'Metaphysik' zuordnen.

Üblicherweise werden metaphysische Untersuchungen anhand von zwei Merkmalen charakterisiert: durch die Allgemeinheit ihrer Gegenstände (die "Ontologie" des IV. Buches der Aristotelischen Metaphysik) oder durch die Immaterialität (die "Theologie" des IV. Buches). Ich halte diese Charakterisierung für unzutreffend. Bei ihr bleibt die wesentliche und historisch am häufigsten vertretene Auffassung unbeachtet. Sie enthält zwei Grundannahmen:

(1) Die Annahme eines *Netzes von Relationen*, in dem sich die kosmischen Gegenstände befinden, auf die unsere normale Sprache Bezug nimmt.

(2) Die Annahme von *intrakosmischen Gegenständen*, auf die sich die metaphysische Rede mittels funktioneller Terme bezieht.

Für alle kosmischen Gegenstände gibt es drei grundlegende Relationen  $R_1, R_2, R_3$ , so daß

$$\forall x \exists x(xR_i y \vee yR_i x) \quad (i = 1, 2, 3)$$

Diese Relationen sind die *Inhärenz* (= *in*), die die Gegenstände in Substanzen und Akzidenzien einteilt; die *merologische Zusammensetzung*  $\mu$ , die die Gegenstände als Ganze oder Teile ordnet; und schließlich die *Kausalität*  $\kappa$ , nach der alles in einer Kette von Ursachen und Wirkungen steht.

Mit dieser Annahme verlassen wir nicht das Gebiet der empirischen Gegenstände, ihr ontologischer Gehalt fällt jedoch nicht mit den heutigen Vorstellungen zusammen: Die Rede von Einzeldingen und Eigenschaften zum Beispiel entspricht nicht der Idee von Substanzen und Akzidenzien. Dieses Detail ist wichtig, denn wenn die Eigenschaften keine Einzeldinge sind, werden sie durch die Prädikation ausgedrückt, aber nicht bezeichnet. Die Akzidenzien dagegen, qua individuelle Akzidenzien, werden bezeichnet. [...]

Durch die Annahme (2) eröffnet sich uns ferner ein Bereich von metaempirischen Gegenständen, aber nicht

im Sinne von extrakosmischen Entitäten, sondern von Komponenten der kosmischen Objekte. Solche Komponenten sind nichts Jenseitiges; deshalb bezeichne ich sie als *intralokale Gegenstände*.

Wenn 'a' einen kosmischen Gegenstand bezeichnet, bilden folgende funktionelle Terme *intralokale* Gegenstände ab:

- $\varphi(a)$ : die Form von a
- $\psi(a)$ : die Materie von a
- $\chi(a)$ : der Begriff von a
- $\nu(a)$ : die Natur von a
- $\exists(a)$ : die Existenz von a

Und schließlich ein Abstraktor  $\gamma$  für Sätze:

- $\gamma(a \text{ est } P)$ : der Grund, weshalb (a est P)

Auf diese Art und Weise entwickelte die Metaphysik aus kosmischen Gegenständen einen neuen Gegenstandsbereich, in dem unsere Relationen  $R_1$ – $R_3$  nicht mehr gelten müssen, aber eventuell gelten können. [...] So wurde die scholastische Metaphysik zur Lehre von den Beziehungen innerhalb und zwischen diesen beiden Gegenstandsbereichen.<sup>7</sup>

Die Metaphysik von Leibniz bzw. seine metaphysischen Untersuchungen kann (können) sowohl durch die Charakteristika *Allgemeinheit des Gegenstandsbereichs* und *Immaterialität des Gegenstandsbereichs* beschrieben werden als auch durch die beiden Grundannahmen eines *Netzes von bestimmten Relationen zwischen den kosmischen Gegenständen* und der *Annahme von intralokalen Gegenständen*. Die strikte Metaphysik ist vor allem gekennzeichnet durch die *Allgemeinheit* und die *Immaterialität* des Gegenstandsbereichs, welcher noch durch einen extrakosmischen Gegenstand, nämlich Gott, erweitert wird, sofern man Gott nicht als die "Supermonade" bzw. "Ur-Monade" betrachtet. Die "vulgäre" Metaphysik Leibnizens wird vor allem durch die beiden Grundannahmen (1) und (2) gekennzeichnet, und sie steht damit mehr in der Tradition der Scholastik als seine esoterische Metaphysik. In der "vulgären" Metaphysik wird von Substanzen ausgegangen, welche durchaus den uns durch die Alltagserfahrung gegebenen Entitäten entsprechen (z.B. Menschen), und diese Entitäten haben eine substantielle Form – nämlich eine Seele –, sind materiell und existent, agieren gemäß ihrer Natur, haben einen vollständigen Individuenbegriff, besitzen Akzidentien, usw. Leibniz begeht mit dieser sehr scholastischen Auffassung der Dinge je-

doch nicht den großen Fehler der Scholastik, nämlich, mit diesen intralokalen Gegenständen – gegen die Naturwissenschaften – die Welt erklären bzw. verstehen zu wollen, sondern ganz im Gegenteil, er überlagert diese seine traditionell konzipierte Metaphysik mit dem mechanistischen Weltverständnis der neuen Philosophie.

Auch die esoterische Metaphysik von Leibniz ist durch die scholastische Philosophie beeinflusst, zum einen dadurch, daß seine esoterische Metaphysik als Ergebnis der Auseinandersetzung Schulphilosophie- "neue" Philosophie zu betrachten ist, zum anderen dadurch, daß sich Leibniz bei der Auseinandersetzung – gegen den damaligen intellektuellen "Zeitgeist" – immer wieder für Ideen der Scholastik entschied.

## 2. Die "neue" Philosophie

Die neuzeitliche Philosophie bricht mit der mittelalterlichen Philosophie und Lebensordnung, sie entläßt den Menschen aus den religiös-teleologischen Banden in die Freiheit einer mechanischen Welt. Leibniz ist einer der glühendsten Anhänger dieser "neuen" Philosophie – dies ist die mathematisch-logische Komponente in seinem Denken. Er ist jedoch ein genügend kritischer Denker, um auch die Schwächen dieser "neuen" Philosophie aufdecken zu können. Um sie zu beseitigen, sieht er sich genötigt, sich der Tradition, der Scholastik, zuzuwenden – dies ist die theologisch-metaphysische Komponente in seinem Denken.

Die "neue" Philosophie, in Form ihres bekanntesten Protagonisten – René Descartes, stieß den *modernen Geist* ("Ich denke, also bin ich") in die von der Lehrautorität der christlichen Kirche entblößte Welt – der Geist war hiermit ein autonomer (souveräner) Geist und seine Freiheit vor allem eine vom christlichen Dogma gelöste Gedankenfreiheit. Die Freiheit des modernen Geistes – des modernen Subjekts – ist eine Befreiung von der als 'Schule' bezeichneten Lehre – eine Lösung von der bisherigen, mit der christlichen Dogmatik verquickten Wissenschaft und Philosophie. Dadurch ändert sich die Stellung des Subjekts *in* der Welt, und die Einstellung des Subjekts *zur* Welt ändert sich: Das moderne Subjekt ist kein Geschöpf Gottes mehr, welches mittels seines Denkens die Schöpfung(sgedanken) Gottes – d.h. die Welt – nachzuvollziehen sucht; das moderne Subjekt ist primär ein rein denkendes, entleibtes Subjekt, das sich die Welt erst erobert und das Bild der Welt erst entwerfen muß.

Die "neue" Philosophie ist in ihrem Ansatz kühn, in ihrer Ausarbeitung problematisch und naiv, und dementsprechend mit vielen Problemen belastet: Der moderne Geist und seine Erkenntnisse sind in seinem

7. Dufour (1989), pp.27–28); das Zitat fiel so umfangreich aus, weil die hier vor allem dargestellte Auffassung von Metaphysik in der Folge kaum noch behandelt wird, und sie – zumindest ungefähr – vermittelt, was unter der "vulgären" Metaphysik von Leibniz zu verstehen ist.

Selbstbewußtsein sozusagen "eingeschlossen"; der Körper (Leib) wird zu einem beliebigen Objekt, welches dem Geiste ebenso unzugänglich ist wie die restliche, streng nach mechanistischen Gesetzen ablaufende, nicht von geistigen Prinzipien beeinflussbare Körperwelt – Körper und Geist sind zwei verschiedene *Substanzen*, welche nicht aufeinander einwirken können; doch für den Geist ist nicht nur der Körper unzugänglich, sondern auch die anderen Geister – der moderne Geist ist als *Selbstbewußtsein* ("Ich denke, also bin ich") und als ein rein auf sein eigenes Bewußtsein gestützter Geist bereits seiner Konzeption nach ein privater Geist, ein (zumindest erkenntnistheoretisch) solipsistisches Subjekt.

Die Welt als Außenwelt, wird sie ontologisch nun als materiell oder geistig (immateriell) aufgefaßt, wird somit zum Problem. Um Schwierigkeiten der angesprochenen Art zu eliminieren, machte bereits Descartes, aber vor allem seine (un)mittelbaren Nachfolger (z.B. die Okkasionalisten Geulincx und Malebranche, aber auch Leibniz) sozusagen "einen Schritt zurück" in der philosophiegeschichtlichen Entwicklung: Die Radikalität des Programms der "neuen" Philosophie, der Einführung des autonomen und souveränen denkenden Subjekts, wurde gebremst durch die Restauration des Gottesbegriffs; um ein solipsistisches Weltbild zu vermeiden und eine mechanistische Weltauffassung zu retten, wurde der Schritt vom "ego sum" zum "Deus est" vollzogen: Gott hatte (in der einen oder anderen Form) seine Vermittlungstätigkeit wieder aufgenommen und war in seinem Rechte wieder eingesetzt (wenn es auch teilweise beschnitten war).<sup>8</sup>

Die Probleme, die Leibniz in seinem System lösen wollte, waren die von Descartes übernommenen Probleme der "neuen" Philosophie, und Leibniz löste sie, indem er auf die Tradition zurückgriff. Die zentralen Probleme waren: der Beweis einer vom denkenden Subjekt unabhängigen Welt; die Stützung des mechanistischen Weltbildes und -verständnisses durch eine geeignete Philosophie (Metaphysik); die Lösung des Leib-Seele-Dualismus; die (zumindest beschränkte) Erkennbarkeit der Welt – und damit der anderen Geister – durch das denkende Subjekt; usw. Die Lösung

8. Es sei hier angemerkt, daß die Restauration von Gott in verschiedenen Formen erfolgte: 'Gott' wurde als 'der christliche Schöpfergott' oder als 'das notwendig Seiende', oder als 'das höchste Seiende', oder als 'das unendlich Seiende', usw. konzipiert und verstanden. Wenn 'Gott' nicht (allein) als 'christlicher Gott' konzipiert wird, sondern als 'das ... Seiende', so wird er in einer Art bestimmt, welche den (angeblichen) Beweis für die Existenz Gottes mehr oder minder bereits mit sich bringt: der nicht-geoffenbarte Gott ist der bewiesene Gott.

Leibnizens, wie er sie in der Monadologie darlegte, war eigentümlich, aber konsequent. Er griff hierbei auf Konzepte der Scholastik zurück und wies Gott eine zentrale Rolle in seinem System zu. Es sei hier angeführt: (i) Der Grund für die Übereinstimmung zwischen Geist (Seele) und Körper ist in Gott zu sehen; (ii) Die vom Bewußtsein unabhängigen Substanzen mit ihren Qualitäten der scholastischen Tradition, welche von den Denkern der "neuen" Philosophie in den Hintergrund gedrängt und zu einer wissenschaftlich nicht erkennbaren Welt an sich wurden, werden bei Leibniz wieder in ihr Recht eingesetzt, indem er dem Reich der Wirkursachen – dem Bereich des wissenschaftlich-mechanistischen Denkens – das Reich der Zweckursachen – den Bereich der theologisch-teleologischen Gründe – gegenüberstellt, und die "neue" mechanistische Auffassung mit der traditionellen teleologischen Auffassung versöhnt, indem er die mechanistische Welt selbst teleologisch begründet: Die Existenz der Welt ist nicht absolut notwendig, sondern die Welt existiert nur mit hypothetischer Notwendigkeit, sie existiert, weil sie für die von Gott zu verwirklichenden Zwecke die beste aller möglichen Welten ist – so ist gerade die Existenz einer mechanischen und mechanistisch verstandenen atheistischen Welt der schlagendste Beweis für die Existenz Gottes. Leibniz verfiel trotz dieser teilweise sehr traditionellen Konzeptionen dennoch nicht der Theorie der Offenbarung, welche unweigerlich die Lehre der doppelten Wahrheit mit sich bringt, sondern blieb streng dem Programm des Rationalismus treu: die Welt wird nicht geoffenbart, sondern (wenn überhaupt) durch das Denken erfaßt; und Gott ist *primär* ein logischer Gott – ein großer Weltkalkulator.

### 3. Die esoterische Metaphysik

Die esoterische Metaphysik von Leibniz ist seine Monadenlehre, welche bestimmte Substanzen, genannt 'Monaden', als Grundelemente annimmt. Leibniz entwickelt seine Monadenlehre in mehreren Stufen. Es seien hier die ersten drei Stufen kurz dargestellt.

Die erste Stufe wird als die '*mereologische Stufe*' bezeichnet, da sie die Beziehung  $\mu$  (die mereologische Zusammensetzung) auf Monaden *überträgt*. Vorläufig werden die folgenden Grundbegriffe eingeführt:

$\psi(x)$ : der Begriff von  $x$

$Kons(\psi(x))$ : der Begriff von  $x$  ist konsistent<sup>9</sup>

9. Die Konsistenz eines Begriffs kann wie folgt bestimmt werden: Gegeben sei eine abzählbar unendliche Menge  $\mathcal{S}$  von einfachen Begriffen; des weiteren seien die folgenden Begriffsoperationen gegeben: die Begriffskonjunktion  $+$  und die Begriffsnegation  $\bar{\phantom{x}}$  zur Bildung komplexer Begriffe; 'Be-

!(x): x existiert  
 $x < y$  : x ist (echter) Teil von y

Leibniz verwendet – wie bereits gesagt – den Ausdruck ‘Substanz’ in mehrfachem Sinne: ‘Substanz’ bedeutet in der esoterischen Metaphysik etwas anderes als in der “vulgären” Metaphysik, aber auch innerhalb der esoterischen Metaphysik ist der Ausdruck ‘Substanz’ mehrdeutig. Oft läßt Leibniz einschränkende Attribute bzw. nähere Bestimmungen, welche dem besseren Verständnis des Ausdrucks dienen würden, einfach weg. Es seien hier in der Folge Bestimmungen einiger grundlegender Begriffe der Monadologie gegeben, unter anderem auch die zwei wichtigsten Bedeutungen von ‘(ist eine ...) Substanz’:

x liegt außerhalb von y gdw x und y sind nicht identisch und sie sind nicht Teile voneinander;  
 $Auß(x, y) \leftrightarrow (x \neq y \wedge \neg x < y \wedge \neg y < x)$ .

x ist abhängig von y gdw wenn x existiert, dann existiert auch y, und  $x \neq y$ ;  
 $Abh(x, y) \leftrightarrow ((!(x) \rightarrow !(y)) \wedge x \neq y)$ .

x ist eine Substanz<sub>1</sub> gdw x ist von allem außerhalb von x unabhängig;  
 $Subst_1(x) \leftrightarrow \neg \exists y (Auß(y, x) \wedge Abh(x, y))$ .

x ist möglich gdw es ist nicht der Fall, daß der Begriff von x inkonsistent ist;  
 $Mögl(x) \leftrightarrow Kons(\psi(x))$ .<sup>10</sup>

x ist notwendig gdw wenn x möglich ist, dann existiert x;  
 $Notw(x) \leftrightarrow (Mögl(x) \rightarrow !(x))$ .

x ist einfach gdw es ist nicht der Fall, daß x Teile hat;  
 $Einf(x) \leftrightarrow \neg \exists y (y < x)$ .

x ist eine einfache, notwendige Substanz<sub>1</sub> gdw x ist eine Substanz<sub>1</sub>, x ist einfach und x ist notwendig;  
 $ENSubst_1(x) \leftrightarrow (Subst_1(x) \wedge Einf(x) \wedge Notw(x))$ .

x ist eine Ur-Monade gdw x ist eine einfache, notwendige Substanz<sub>1</sub>;  
 $UrM(x) \leftrightarrow ENSubst_1(x)$ .

Postulat: Es gibt genau eine Ur-Monade;  
 $\exists ! x UrM(x)$ .

griff“ kann dann induktiv wie folgt festgelegt werden: (i) Jeder einfache Begriff ist ein Begriff; (ii) ist  $\alpha$  ein Begriff, so auch  $\bar{\alpha}$ ; (iii) sind  $\alpha$  und  $\beta$  Begriffe, so ist auch  $\alpha + \beta$  ein Begriff. Das Enthalten-Sein ( $\sqsubseteq$ ) von Begriffen kann nun wie folgt festgelegt werden:  $\alpha \sqsubseteq \beta \leftrightarrow \exists \gamma (\beta = \gamma + \alpha)$ . Die Widerspruchsfreiheit von Begriffen ist dann wie folgt zu bestimmen: (i)  $\alpha \in \mathcal{B} \rightarrow Kons(\alpha)$ ; jeder einfache Begriff ist konsistent; (ii)  $Kons(\bar{\alpha}) \leftrightarrow \neg Kons(\alpha)$ ; (iii)  $Kons(\alpha + \beta) \leftrightarrow \neg \bar{\alpha} \sqsubseteq \beta$ .

10. ‘x ist möglich’ wird von Leibniz gelegentlich auch als ‘die Annahme der Existenz von x schließt keinen Widerspruch in sich’ bestimmt.

Gott ist die Ur-Monade;  
 $g = !x UrM(x)$ .

x ist eine Substanz<sub>2</sub> gdw x ist von allem außerhalb von x – außer Gott – unabhängig;  
 $Subst_2(x) \leftrightarrow \neg \exists y (y \neq g \wedge Auß(y, x) \wedge Abh(x, y))$ .<sup>11</sup>

x ist eine einfache Substanz<sub>2</sub> gdw x ist eine Substanz<sub>2</sub> und x ist einfach;  
 $ESubst_2(x) \leftrightarrow Subst_2(x) \wedge Einf(x)$ .

x ist eine geschaffene Monade gdw x ist eine einfache Substanz<sub>2</sub>;  
 $GeM(x) \leftrightarrow ESubst_2(x)$ .

Theorem: Nichts ist sowohl Ur-Monade als auch geschaffene Monade;  
 $\neg \exists x (UrM(x) \wedge GeM(x))$ .

Theorem: Wenn eine geschaffene Monade existiert, so existiert auch Gott;  
 $\forall x (GeM(x) \wedge !(x) \rightarrow !g)$ .

x ist eine Monade gdw x ist entweder eine Ur-Monade oder x ist eine geschaffene Monade;  
 $Mon(x) \leftrightarrow UrM(x) \vee GeM(x)$ .

x ist zusammengesetzt gdw x hat Teile;  
 $Zus(x) \leftrightarrow \exists y y < x$ .

x ist ein Aggregat von Monaden gdw x ist aus Monaden zusammengesetzt;  
 $Agg(x) \leftrightarrow Zus(x) \wedge \forall y (y < x \rightarrow Mon(y))$ .

x ist ein größtes Aggregat von Monaden gdw x ist ein Aggregat, das alle Monaden umfaßt;  
 $GAgg(x) \leftrightarrow Agg(x) \wedge \forall y (Mon(y) \rightarrow y < x)$ .

Theorem: Es gibt genau ein größtes Aggregat von Monaden;  
 $\exists ! x GAgg(x)$ .

Theorem: Die Welt ist das größte Aggregat von Monaden;  
 $w = !x GAgg(x)$ ;

Die bis jetzt gegebenen Bestimmungen decken grob den “mereologischen” Teil der strikten Metaphysik Leibnizens ab und geben an, wie Leibniz Gott und die Welt in seiner Monadenlehre versteht. Wenden wir uns nun den Monaden etwas genauer zu. Leibniz sagt von ihnen aus, daß sie Qualitäten haben müssen, weil es sonst keine Veränderung in der Welt geben würde. Was unter ‘Qualität’ zu verstehen ist, kann man folgendermaßen zu bestimmen versuchen:

11. Die Bestimmungen von Substanz<sub>1</sub> und Substanz<sub>2</sub> entsprechen im großen und ganzen der Bestimmungen von Substanz wie sie allgemein in der Scholastik gegeben wurden.

$x$  ist eine *Qualität* gdw  $x$  ist weder eine Monade noch zusammengesetzt und  $x$  ist von einer bestimmten Monade abhängig;

$$Q(x) \leftrightarrow \neg Mon(x) \wedge \neg Zus(x) \wedge \exists!z(Mon(z) \wedge Abh(x, z)).$$

Mit dieser Bestimmung macht man einen entscheidenden Schritt weg von der Ordnungsbeziehung  $\mu$  – der mereologischen Zusammensetzung – und einen entscheidenden Schritt vorwärts in Richtung der Beziehung *in* – der Inhärenz –, so wie Leibniz sie begreift. Dies ist wie folgt zu verstehen: Die obige Bestimmung von ‘Qualität’ enthält, versteht man sie rein mereologisch, offensichtlich einen Widerspruch, denn: Qualitäten sind zwar individuelle “Objekte”, doch sind sie weder Monaden, noch Teile von Monaden, noch sind sie außerhalb von Monaden, was mereologisch betrachtet zu dem Schluß nötigt, daß Qualitäten, da sie weder Teil noch Ganzes sind, gar nicht existent sind; da Qualitäten jedoch abhängig von Monaden sind, scheint ihnen doch “irgendwie Existenz zuzukommen”; somit erhält man einen “klassischen” Widerspruch. Dieser Schluß ist jedoch falsch, da von der Prämisse  $\forall x(\neg Mon(x) \wedge \neg Zus(x)) \rightarrow \neg!(x)$  ausgegangen wird und diese (im System von Leibniz) falsch ist. Qualitäten haben, um es vorerst einmal vorsichtig auszudrücken, Sein, da sie Monaden inhärieren. Dies ist eine Beziehung mit anderen Eigenschaften als die mereologische Teil-Ganzes-Beziehung, aber: Die Objekte, die in der Beziehung *in* stehen (Monaden und ihre (inneren) Qualitäten), haben – zumindest im System von Leibniz – zwar nicht unbedingt dieselbe “Art von Existenz” wie die Objekte, welche in der Ordnung  $\mu$  stehen, jedoch denselben “Grad an Existenz” – auch Qualitäten *existieren*.

Mit dem genannten Schritt wendet sich Leibniz einem neuen Bereich in seiner esoterischen Metaphysik zu, nämlich der Vielheit in der Einheit, dem Innenleben der Monaden. Um der oben genannten Schwierigkeit (daß der Begriff der Qualität *scheinbar* einen Widerspruch in sich birgt) vorzubeugen und um den von Leibniz in seinem System vollzogenen Schritt, welcher eine neue Seite seiner Metaphysik eröffnet, nachzuvollziehen, wird der Grundausdruck *In* ( $In(x, y)$ :  $x$  inhäriert  $y$ ) eingeführt, welcher die zweite Stufe der strikten Metaphysik – die *Inhärenzstufe* – einleitet. Mit dem genannten Schritt wendet sich jedoch nicht nur Leibniz einem neuen Bereich in seiner strikten Metaphysik zu, sondern auch wir, nämlich jenem Bereich, in welchem die Thesen und Behauptungen von Leibniz von uns nicht mehr in rein formaler, klarer und kompakter Weise dargeboten werden können, in welchem die Intuitionen und Intentionen von Leibniz immer schwerer genau und klar erfaßt und dargestellt werden können, d.h. mit einem Wort, wir wenden uns jenem Bereich zu, in welchem die Philosophie immer

wieder Zuflucht bei der natürlichen Sprache sucht. Trotz dieses Umstandes wird jedoch auch in der Folge versucht werden, zumindest die Grundideen Leibnizens klar zu erfassen.

Der Ausdruck ‘Qualität’ wird mit Hilfe des Grundausdrucks *In* folgendermaßen neu bestimmt wird:

$x$  ist eine (*individuelle*) *Qualität* von  $y$  gdw  $x$  inhäriert der einfachen Substanz  $y$  und  $x$  ist von dieser abhängig;  
 $Q(x, y) \leftrightarrow (Mon(y) \wedge In(x, y) \wedge Abh(x, y)).$ <sup>12</sup>

Qualitäten hängen in ihrer Existenz von *bestimmten* Monaden ab. Monaden sind zwar einfache Substanzen, d.h. sie hängen von nichts außerhalb ihrer selbst ab und auch – im mereologischen Sinne – von nichts innerhalb ihrer selbst (eine Monade hat keine Teile), sie hängen aber sehr wohl von den ihnen inhärierenden Qualitäten ab. Man darf jedoch den hier bestehenden Unterschied in der jeweiligen Abhängigkeit nicht übersehen: Eine bestimmte Qualität hängt in ihrer Existenz von einer bestimmten Monade ab, während die Existenz einer bestimmten Monade nur von dem Umstand abhängt, daß ihr zumindest irgendeine Qualität zukommt.

*Postulat*: Wenn  $x$  eine Monade ist, dann hat  $x$  Qualitäten;

$$Mon(x) \rightarrow \exists y Q(y, x).$$

Den Monaden kommen zwei verschiedene Arten von Qualitäten zu: Zum einen Qualitäten, welche allgemein mit dem Ausdruck ‘Perzeption’ bezeichnet werden und zum anderen *eine* ausgezeichnete Qualität, genannt ‘Begehren’, welche die Veränderung, nämlich den Übergang von einer Perzeption zur nachfolgenden Perzeption, innerhalb der Monade bewerkstelligt. Mit Hilfe des Grundbegriffs *Rep* ( $Rep(x, y)$ :  $x$  repräsentiert  $y$ ) können die Leibnizschen Intentionen *vorläufig* wie folgt gefaßt werden:

$x$  ist eine *Perzeption* von  $y$  gdw  $x$  ist eine Qualität von  $y$  und  $x$  repräsentiert etwas außerhalb von  $y$ ;  
 $Per(x, y) \leftrightarrow Q(x, y) \wedge \exists z(Au\beta(z, y) \wedge Rep(x, z)).$

Dies ist eine allgemeine Bestimmung von Perzeption, wie sie eigentlich nur der Ur-Monade – d.h. Gott – zu-

12. Die so konzipierten (individuellen) Qualitäten sind – ebenso wie die Bestimmung der Substanz – sehr an scholastischem Gedankengut orientiert. Individuelle Qualitäten kommen jeweils nur jener Entität zu, deren Qualität sie sind, im Gegensatz zu den in der heutigen Philosophie postulierten universalen Eigenschaften bzw. Attributen, die *verschiedenen* Gegenständen zukommen können. Sprachlich drückt sich der genannte Unterschied derartig aus, daß individuelle Qualitäten – wie Gegenstände – durch Terme *bezeichnet* werden und nicht nur – wie die “modernen” Eigenschaften – durch ein Prädikat “ausgedrückt” werden.

kommt, denn die Bestimmung enthält keine Beschränkung hinsichtlich dessen, was in der Monade repräsentiert wird – es können auch einzelne Monaden selbst repräsentiert werden. Die Repräsentation von einzelnen Monaden in Perzeptionen lehnt Leibniz jedoch für die geschaffenen Monaden ab: Sofern eine geschaffene Monade überhaupt fähig ist, in ihren Perzeptionen andere Monaden zu repräsentieren, kann dies nur in allgemeiner Form erfolgen – eine geschaffene Monade kann sozusagen nur die "Idee" der Monaden, jedoch keine konkrete Monade "erfassen" bzw. repräsentieren. Geschaffene Monaden repräsentieren, sofern sie etwas deutlich in ihren Perzeptionen ausdrücken, Aggregate von Monaden – und zwar in der Struktur von Körpern, d.h. sie repräsentieren sie nicht als Aggregate von Monaden, sondern als ein einheitliches Gebilde, in dessen Repräsentation keine Monaden mehr vorkommen: Körper sind – allgemein gesprochen – in Aggregaten von Monaden fundierte Erscheinungen (d.h. Repräsentationen in Perzeptionen von Monaden).<sup>13</sup> Der Ausdruck 'Perzeption' kann somit – mit Berücksichtigung des Unterschiedes Ur-Monade-geschaffene Monade – durch die folgenden Bestimmungen verdeutlicht und differenziert werden:

$x$  ist eine *Perzeption*<sub>1</sub> gdw  $x$  ist eine Qualität von Gott und  $x$  repräsentiert etwas außerhalb von Gott;  
 $Per_1(x) \leftrightarrow Q(x, g) \wedge \exists z(Auß(z, g) \wedge Rep(x, z)).$ <sup>14</sup>

$x$  ist eine *Perzeption*<sub>2</sub> von  $y$  gdw  $x$  ist eine Qualität der geschaffenen Monade  $y$  und  $x$  repräsentiert etwas außerhalb von  $y$ , was jedoch keine Monade ist;

$Per_2(x, y) \leftrightarrow$   
 $GeM(y) \wedge Q(x, y) \wedge$   
 $\exists z(Auß(z, y) \wedge \neg Mon(z) \wedge Rep(x, z)).$

$x$  ist eine *Perzeption*<sub>3</sub> von  $y$  gdw  $x$  ist eine Qualität der geschaffenen Monade  $y$  und  $x$  repräsentiert etwas, was jedoch keine Monade ist;

$Per_3(x, y) \leftrightarrow$   
 $GeM(y) \wedge Q(x, y) \wedge$   
 $\exists z(\neg Mon(z) \wedge Rep(x, z)).$

13. Die Perzeptionen von geschaffenen Monaden seien durch ein Analogon erläutert: Wir Menschen nehmen die Welt in Form von Gegenständen wahr und nicht in Form von Atomen. Dennoch wissen wir, daß die Welt aus Atomen (bzw. noch kleineren Einheiten wie Protonen, Quarks, usw.) aufgebaut ist, welche wir nicht wahrnehmen, von denen wir aber dennoch eine abstrakte, allgemeine – aber eben *nur* eine abstrakte und allgemeine – Vorstellung haben. Ähnlich verhält es sich bei den geschaffenen Monaden, welche ebenfalls nicht die "geistigen Atome" – nämlich die Monaden – in ihren Perzeptionen repräsentieren, sondern vor allem Körper, obwohl einige geschaffene Monaden eine allgemeine und abstrakte Vorstellung von Monaden haben können.

14. Es wird bei dieser Bestimmung davon ausgegangen, daß Gott sich keinen Selbstbetrachtungen hingibt.

Wenn in der Folge ganz allgemein von Perzeptionen die Rede ist, so meinem wir damit ohne nähere Spezifizierung Elemente eines beliebigen der drei Typen.

Man könnte nun mit Hilfe von Perzeptionen den Zustand einer Monade festlegen als die Menge aller Perzeptionen, welcher einer Monade zu einem bestimmten Zeitpunkt zukommen, um dann damit zu definieren, was es heißt, daß in einer Monade eine Veränderung stattfindet.<sup>15</sup> Dies wäre jedoch nicht ganz korrekt: (i) Leibniz ist ein Vertreter der Relativität der Zeit, d.h., es gibt ohne Veränderung (ohne sich verändernde Entitäten) keine Zeit. Es ist daher nicht angebracht, unter Annahme von Zeit Veränderung bestimmen zu wollen; (ii) es würde bei dieser Bestimmung ein wichtiger Aspekt der esoterischen Metaphysik von Leibniz verlorengehen, die Tatsache nämlich, daß aus jedem beliebigen Zustand einer Monade sowohl die Vergangenheit als auch die Zukunft der Monade *prinzipiell* (d.h. für Gott) ersichtlich ist. Um den beiden genannten Punkten gerecht zu werden, wird von der These Leibnizens ausgegangen, daß Monaden<sup>16</sup> geschaffen werden und nur durch Zerstörung vergehen können.

Es wird in der Folge davon ausgegangen, daß Monaden, wenn sie erschaffen werden, sich in einem Urzustand befinden. Der Urzustand einer Monade ist die Menge von Perzeptionen einer Monade, welche ihr zukommen, wenn sie erschaffen wird. Der Urzustand ist das erste Element einer unendlichen Folge von Zuständen, welche einer Monade zukommen. Er wird als

15. Leibniz ist in seinen Ausführungen bezüglich dessen, was er unter 'Zustand einer Monade' versteht, nicht eindeutig. Zum einen scheint er zu vertreten, daß 'Zustand der Monade' synonym ist mit 'Perzeption der Monade'. Auf der anderen Seite scheint er unter 'Zustand der Monade' auch 'Menge von Perzeptionen der Monade' zu verstehen. Es wird hier die letzte Ansicht vertreten, und zwar aus folgendem Grund: Sollte es der Fall sein, daß Leibniz 'Zustand der Monade' mit 'Perzeption der Monade' identifiziert und nicht mit 'Menge von Perzeptionen der Monade', so kann dem in der zweiten Auffassung durch die folgende Konvention Rechnung getragen werden: Die Einermenge wird mit ihrem Element identifiziert. Es sei hier noch darauf hingewiesen, daß dem Autor sehr wohl bewußt ist, daß die Auffassung, daß Zustände Mengen von Perzeptionen sind, unbefriedigend ist. Es wird dadurch dem Innenleben der Monade jedwede Struktur – sofern sie nicht in der einzelnen Perzeption enthalten ist – entzogen. Die schwächste Möglichkeit, diesem unbefriedigenden Zustand zu entgegen, wäre – analog zur "äußeren" Mereologie der Monaden – die Entwicklung einer sogenannten "inneren" Mereologie für Monaden. Dies kann in diesem Aufsatz leider nicht ausgeführt werden.

16. Unsere Betrachtungen sind in der Folge auf geschaffene Monaden beschränkt, da sich der Autor außerstande sieht, Gott *qua* Ur-Monade in den nachfolgenden Ausführungen einen Platz zuzuweisen.

ausgezeichnetes Element behandelt und in der Folge durch ' $z_0(m)$ ' bezeichnet.

Wenden wir uns nun dem Begehren zu. Es stellt das Prinzip der Veränderung in den Monaden dar und kann wie folgt bestimmt werden: Veränderung ist der Übergang von einem Zustand einer Monade zu dem nachfolgenden Zustand der Monade, und das Begehren ist das Ordnungsprinzip und die Triebkraft dieser Übergänge.

Um hier eine – wenn auch nur abstrakte – Vorstellung von den Intentionen von Leibniz geben zu können, wird das Begehren als Nachfolgerfunktion – welche nach einem für uns undurchsichtigen Ordnungsprinzip determiniert ist – auf dem Urzustand definiert. Der "Lebenslauf" einer Monade  $m$  ist also vollständig bestimmt durch die Angabe ihres Urzustandes  $z_0(m)$  sowie ihrer "Begehrensfunktion"  $B(m)$ .<sup>17</sup> Wir können demgemäß den Lebenslauf ( $L(m)$ ) wie folgt auffassen:

$$L(m) = \langle z_0(m), B(m) \rangle$$

$z_i(m)$  ist also eine Menge von Perzeptionen – mithin ist  $z_i$  eine Funktion von der Menge  $M$  der Monaden in die Potenzmenge der Perzeptionen. Die Zuordnungsregel, welche diese Funktion eindeutig bestimmt, können wir freilich nicht angeben. Bezüglich  $B(m)$  lassen sich die zwei folgenden Punkte feststellen: (i) Wenden wir diese Funktion auf den Urzustand an, so erhalten wir den nächsten Zustand  $z_1(m)$ :

$$B(m)(z_0(m)) = z_1(m).$$

Allgemein gilt für  $B(m)$ :

$$B(m)(z_n(m)) = z_{n+1}(m).<sup>18</sup>$$

(ii)  $B(m)$  ist so beschaffen, daß ein Zustand  $z_n(m)$  und sein Nachfolger sich durch mindestens eine Perzeption unterscheiden:

$$\exists p \in z_n(m) \ p \notin z_{n+1}(m) \vee \exists p \in z_{n+1}(m) \ p \notin z_n(m).<sup>19</sup>$$

Wir haben nun die Möglichkeit einen Zeitpunkt wie folgt zu bestimmen:

17. Es sei angemerkt: Nicht  $B$  ist die Begehrensfunktion, sondern der Wert von  $B$  an der Stelle  $m$ .

18. Die Subindizes der Zustände sind nicht bereits als Zeitpunkte zu interpretieren, denn diese wollen wir ja erst mit Hilfe der Begehrensfunktion gewinnen. Wenn wir schreiben ' $z_i(m)$ ', dann heißt dies vielmehr, daß wir die Begehrensfunktion  $i$  mal auf  $z_0(m)$  angewandt haben, um somit den Zustand  $z_i(m)$  zu erhalten.

19. Diese Formulierung wurde gewählt, um auch dem eventuellen Umstand Rechnung zu tragen, daß sich ein Zustand  $z_n(m)$  von seinem Nachfolger nur dadurch unterscheidet, daß eine Perzeption hinzukommt oder wegfällt. Ob Leibniz auch diese Fälle für möglich hielt, ist nicht klar.

$$t_i = \{z_i(m) \mid m \in M\}.$$

Allgemein erhalten wir die Menge der Zeitpunkte so:

$$T(x) \leftrightarrow \exists i \ x = t_i.$$

Diese Bestimmung geht von der Voraussetzung aus, daß alle Zustände der Monaden sozusagen "synchron" ablaufen. Dies kann aus den folgenden Gründen behauptet werden: (i) Alle Monaden werden "auf einmal" geschaffen, d.h.  $t_0 = \{z_0(m) \mid m \in M\}$ . (ii) Jeder Nachfolger eines Zustandes einer Monade ist von seinem Vorgänger verschieden. (iii) Jede Veränderung in einer Monade kommt in jeder anderen Monade "zum Tragen". Es wird hieraus der Schluß gezogen, daß, wenn eine Monade von einem Zustand in deren Nachfolger übergeht, dies auch jede andere Monade tut – somit gilt für alle  $n$ :  $t_n = \{z_n(m) \mid m \in M\}$ .

Mit dem Lebenslauf  $L(m)$  haben wir auch eine Folge  $\langle z_n(m) \rangle$  von den Zuständen der Monade  $m$  gegeben, welche mit  $m$  identifiziert werden könnte. Dies wäre jedoch nicht im Sinne von Leibniz, da die Substanz dann mit ihren Qualitäten identifiziert würde (es würde somit eine Art Bündeltheorie vertreten), und diese somit überflüssig würde. (Es würde jedoch nicht der Begriff der Substanz, so wie wir ihn eingeführt haben, verletzt werden.)

Wenden wir uns nun wieder den Perzeptionen zu. Leibniz unterscheidet gewisse Arten von Monaden je nach der Art ihrer Perzeptionen bzw. je nach ihrer Fähigkeit zu perzipieren. Die Perzeption<sub>1</sub> kommt *per definitionem* nur der Ur-Monade zu. Aber auch die geschaffenen Monaden perzipieren in unterschiedlicher Weise: Ihre Perzeptionen können deutlich oder verworren sein, von Gedächtnis begleitet sein, abstrahierend sein, auf sie selbst gerichtet sein, usw. Um jedoch eine Einteilung der Monaden in Entelechien, Seelen und Geister – wie Leibniz sie vornimmt – ebenfalls vornehmen zu können, genügen folgende Unterscheidungen: (i) Monaden, die nur das perzipieren, was außer ihnen liegt und dies nur undeutlich, werden 'Entelechien' genannt; (ii) Monaden, die nur das perzipieren, was außerhalb von ihnen liegt, und dies gelegentlich auch deutlich tun, werden 'Seelen' genannt; (iii) Monaden, die nicht nur das perzipieren, was außerhalb von ihnen liegt, und dies gelegentlich deutlich tun, werden 'Geister' genannt.

Um die angeführten Unterscheidungen adäquat durchführen zu können, müssen wir einen weiteren Schritt in der Metaphysik von Leibniz vollziehen, nämlich den Schritt von den Perzeptionen einer Monade zu dem in der Perzeption einer Monade Dargestellten. Mit diesem Schritt erreichen wir die dritte Stufe der Leibnizschen strikten Metaphysik – die *Stufe der Phänomene*. Diese Stufe wird durch die Einfüh-



zung des Grundbegriffs *Kör* ( $Kör(x, y)$ : in  $x$  ist  $y$  Körper ( $y$  wird in  $x$  als Körper wiedergegeben)) eingeleitet. Mit Hilfe dieses Grundbegriffs wird folgende Bestimmung getroffen:

$x$  repräsentiert  $y$  in  $z$  deutlich gdw die Perzeption<sub>2</sub>  $x$  von  $z$  repräsentiert das Aggregat  $y$  als Körper;  
 $DRep(x, y, z) \leftrightarrow Per_2(x, z) \wedge Agg(x) \wedge Kör(x, y)$ .

Die verschiedenen Arten von Monaden können dann wie folgt festgelegt werden:

$x$  ist eine *Entelechie* gdw alle Perzeptionen<sub>2</sub> von  $x$  repräsentieren nicht deutlich;  
 $Ent(x) \leftrightarrow \forall y \forall z (Per_2(y, x) \rightarrow \neg DRep(y, z, x))$ .

$x$  ist eine *Seele* gdw mindestens eine Perzeption<sub>2</sub> von  $x$  repräsentiert deutlich;  
 $See(x) \leftrightarrow \exists y \exists z (Per_2(y, x) \wedge DRep(y, z, x))$ .

$x$  ist ein *Geist* gdw mindestens eine Perzeption<sub>2</sub> von  $x$  ist deutlich und mindestens eine Perzeption<sub>3</sub> von  $x$  ist reflexiv;

$Gei(x) \leftrightarrow$   
 $See(x) \wedge \exists y \exists z \exists z' (Per_2(y, x) \wedge DRep(y, z', x) \wedge$   
 $\wedge Per_3(z, x) \wedge Rep(z, y))$ .

Diese Bestimmungen lassen natürlich einiges zu wünschen übrig. Sie lassen einige wichtige Eigenschaften, welche Leibniz den jeweiligen Arten von Monaden zuschreibt (wie z.B. Gedächtnis, Bewußtsein, usw.), einfach "unter den Tisch fallen". Nichtsdestotrotz sind sie jedoch geeignet, die angesprochenen Arten der

Monaden voneinander zu unterscheiden, und dies mit Hilfe des Ausdrucks '*Kör*', wodurch eine Verbindung zwischen den Monaden und den Körpern hergestellt wird, auf deren Basis Probleme wie die prästabilisierte Harmonie usw. behandelt werden könnten. Um dies jedoch tatsächlich nutzbringend durchführen zu können, müßte man sowohl die Struktur in der Welt, d.h. des größten Aggregats von Monaden, als auch die Struktur in den Perzeptionen von Monaden näher ausführen, was eine umfassendere Darstellung der Problematik, als sie in diesem Artikel erfolgte, welcher nur die Grundlagen zu diesem Vorhaben anbieten konnte, erfordern würde.

#### LITERATUR

- Dufour, C. A.: *Die Lehre der Proprietates Terminorum; Sinn und Referenz in mittelalterlicher Logik*. München-Hamden-Wien 1989.
- Glockner, H. (Hrsg.): *Gottfried Wilhelm Leibniz. Monadologie*. Stuttgart 1986.
- Holz, H. H.: *Gottfried Wilhelm Leibniz. Philosophische Schriften*. Band 1, Darmstadt 1965.
- Hunter, G., Seager, W.: "Leibniz and Counterpart S5", in: Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Gesellschaft (Hrsg.): *Leibniz. Werk und Wirkung*. IV. Internationaler Leibniz-Kongreß, Vorträge, Hannover 1983, pp.312-319.
- Krüger, G. (Hrsg.): *Leibniz. Die Hauptwerke*. Stuttgart 1949<sup>3</sup>.